

Constantia.
9 Uhr:
otage.
Vorstand.

ldorfer
theater.

rich Göttinger.

1. Januar 1902.

Der
gen Fühnung.

von Goethe.

22. Januar 1902.

nguin.

ichard Wagner.

23. Januar 1902

im Winkel.

on Endemann.

1. Januar 1902.

dermaus.

n Strauß.

25. Jan. 1902.

mentreffer.

G. von Moser.

er Garten

ldorf.

22. Jan. 1902.

is 3 1/2 Uhr:

cert.

chtsanwaltschaft

ht zu Düsseldorf

Bureau befindet sich

trasse 48.

legenheiten bin

u sprechen jeden

schmittag in

nghoven

he 26.

chtsanwalt.

uten Neu!

Orten von einer

Unfall-Gesellschaft

tionen - Gesellschaft

ffusion und Figur

a. a. b. Exp. d. 3.

ENTE

ATAKY

WWE

DE 1882

ermittler,

ldorf,

asse 330.

Landwirthe!

in Viehwärtern

Viehweidevermitt-

urch in empfehlende

herde- u. Ader-

ere bestellt, besorgt

stfrag wird sofort

erledigt.

stüber,

ier, Düsseldorf,

asse 330.

Januar habe ich

Auswahl junger,

Dhfen,

Käufer freundlichst

nd Post.

bei Buchsied.

stuh

H. Wiltgenstr. 67.

et-

nee-

bei

stferath, Giesenhof.

rtel mit Schnalle

ringer Behöhrung.

Mittelstraße 13.

aufen

langhaariger,

jund, „Karo“

nger Behöhrung.

Edin-Rippes,

straße 12.

Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Telephon Nr. 53

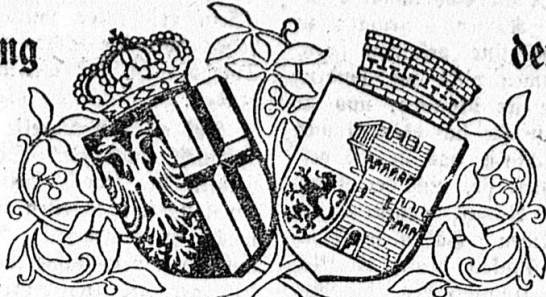
Größte und meistverbreitete Zeitung

der Kreise Neuß und Grevenbroich

Telephon Nr. 53

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint tägl. mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Als Gratisbeigabe wöchentl. das St. Quirinusblatt u. in freier Folge die Beiträge zur Geschichte der Kreise Neuß u. Grevenbroich. — Preis pro Quartal in Neuß durch Boten ins Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt Mf. 1.75. Das illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 20 Pfg. pro Quartal beigegeben.

Redaction: Joseph Grunau



Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und bei dem kauschäftigen Lesepublikum unseres Blattes die beste Wirkung. Preis für die sechs-gespaltene Seite oder deren Raum 15 Pfg. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Aannahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen. * * * * * Expedition: Neuß, Niederstraße. * * * * *

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß

Nr. 23. (Zweites Blatt.)

Dienstag, 21. Januar 1902. (Agnus.)

29. Jahrgang.

Deutschland.

Berlin, 20. Januar.

*** Städtische Abgaben auf Nahrungsmittel.**
Die Abgeordneten Müller (Fulda), Speck, Pingen und Herold haben die Vorlage einer Statistik über die Nahrungsmittelverehrung durch städtische Abgaben verlangt und einen Antrag auf deren Befestigung angekündigt. Das Reichshauptamt hat sich bereit, das Material zu liefern und danach hat sich das Resultat ergeben, daß ein großer Teil der deutschen Städte, lediglich um die direkte Besteuerung möglichst niedrig zu gestalten, also die nötige Veranlagung der großen Einkommen zu umgehen, städtische Abgaben auf Nahrungsmittel, insbesondere auf Brod und Fleisch, aber auch auf Getränke aller Art erhebt. Soweit solche städtische Steuern Nahrungsmittel betreffen, steht dabei die unter freihandiger Verwaltung stehende Stadt Breslau allen übrigen voran. Die städtische Fleisch- und Geflügelsteuer beträgt dort nicht weniger als 1,900,000 Mark jährlich. Nächst dem kommt Dresden mit 914,000 Mark städtischer Steuer auf Fleisch und Fische und 640,000 Mark städtischer Steuer auf Brod und sonstige Nahrungsmittel. Hohe Fleischsteuern haben weiter: Magden mit 640,000 Mark, Gießen mit 316,000 Mark, Mainz mit 236,000 Mark, Stuttgart mit 632,000 Mark, München mit 332,000 Mark, Straßburg mit 530,000 Mark, Wiesbaden mit 295,000 Mark, Potsdam mit 307,000 Mark, Posen mit 332,000 Mark. Brodsteuern in größerem Umfange erheben: Augsburg 135,000 Mark, Karlsruhe 107,000 Mark, Nürnberg 433,000 Mark, München 266,000 Mark, Würzburg 113,000 Mark, Gießen 63,000 Mark. In Bezug auf Erhebung solcher städtischer Abgaben auf notwendige Nahrungsmittel kommen aber auch eine Reihe kleinerer Städte in Betracht, welche seit kürzerer oder längerer Zeit Fleisch- und Brodsteuern eingeführt haben, die sich allmählich zu recht bedeutenden Einnahmequellen entwickelt haben. Die vorliegende Statistik erstreckt sich lediglich auf die Gemeinden mit mehr als 50,000 Einwohnern. In der Zolltarifkommission erklärte der Reichshauptamtssekretär sich bereit, auch für die kleineren Städte eine Statistik über die Abgaben auf die wichtigsten Lebensmittel vorzulegen.

Zum Kriege in Südafrika.

Die gefangenen Buren auf St. Helena.

* Auf geheimem Wege erhält die „N. Mtt. Ct.“ das Schreiben eines Burengesangenen auf St. Helena, das die Abschrift eines Briefes des Gefangenen L. S. Kaper an den Kommandanten von Deadwoodcamp bringt. Darin werden die Censoren Mout und Walton, deren Klop Kaper gewesen ist, beschuldigt, daß sie 200—300 Briefe, die von Gefangenen zur Versendung aufgegeben waren, vom Februar bis August 1901 zurückgehalten, dann die Briefmarken heruntergerissen und die Briefe verbrannt hätten. Kaper befindet sich ferner, der Censor Walton habe ihm am 7. August aufgetragen, einen dreißig Pfund schweren, etwa 1500 Briefe enthaltenden Sack in die Wohnung der Censoren zu tragen, dort wurden die Briefe am nächsten Tage verbrannt. Kaper erklärt sich bereit, diese Angaben zu beschwören und zu beweisen. Der Lagerkommandant hat die Sache untersuchen lassen, doch man hat weiter nichts darüber gehört. Diesen Trevel, wodurch viele Hunderte von Familien in Sorge um ihre Angehörigen versetzt worden sind, ist offenbar nicht den englischen Behörden als solchen, sondern lediglich den betreffenden Censoren persönlich zur Last zu legen. Diese werden hoffentlich ihre Strafe finden.

Dasselbe Blatt hat sich die Mühe gegeben, nach den englischen Verlustlisten eine Zusammenstellung der Orte zu geben, wo während eines Monats Treffen zwischen Buren und Briten stattfanden. Es hat dazu den nach den Engländern „Mitten“ Monat November 1901 gewählt und kommt zu dem ungeheuren Ergebnisse von Tage und schreibe zwei-hundertsechszwanzig Treffen, die sich erstreckten von Mahesbury im Süden der Kapkolonie bis Zoutpansberg im äußersten Norden Transvaals. Für einen Krieg, der seit mehr als einem Jahre offiziell beendet ist, immerhin eine anständige Zahl!

Personal-Chronik

der Erzdiözese Köln.

Ernennung eines Dechanten.

Seine Erzbischöflichen Gnaden der Hochwürdigste Herr Erzbischof Hubertus haben nach der gemäß Vorchrift des Kölner Provinzial-Konzils vom Jahre 1860 vorgenommenen Wahl der Pfarrer des Dekanates Mühlentheil den Definitoren und Pfarrer Heinrich Josef Schweinem in Stogheim unter dem 31. Dezember

v. J. zum Dechanten des genannten Dekanates ernannt.

Ernennung von Definitoren.

Seine Erzbischöflichen Gnaden der Hochwürdigste Herr Erzbischof Hubertus haben 1. unter dem 4. Jan. den Pfarrer Peter Franken in Diermerheim zum ersten Definitoren des Dekanates Lehenich, 2. unter dem 8. Januar den Pfarrer Hubert Paul Ferdinand Rieken in Rieghim zum ersten Definitoren des Dekanates Mühlentheil ernannt.

Ernennungen zu Pfarr-, Vikarie- oder andern Kuratellen, sowie sonstige Personal-Veränderungen.

Es wurden ernannt am 30. Dez.: Zimmermanns Hubert, Kaplan an St. Anna in Düren, zum 2. Kaplan an St. Rochus in Düsseldorf. Am 31.: Justizrat Karl Wilhelm Georg, Vikar in Löffel, zum Vikar in Delhoven, Pfarrer Hadenbroich, Dekanat Neuß. Am 4. Jan.: Feldhof Georg Hubert, Pfarrer in Ope, zum Pfarrer in Niederbollenberg, Dekanat Königswinter. Am 7.: Huppertz Franz Joseph Leonhard, Vikar in Weidenberg, zum dritten Kaplan an Herz-Jesu in Oberhausen, Dekanat Werden. Am 10.: Floß Ludwig Hubert, Pfarrer in Reifertsdorf, zum Pfarrer in Walheim, Dekanat Cornelimünster. Am 11.: Janßen Wilhelm Joseph, Pfarrer in Langenberg, zum Pfarrer an der neu erbauten St. Agneskirche in Köln.

Todesfälle von Geistlichen.

Es sind gestorben am 5. Jan.: Matthey Johann Rudolph, Pfarrer in Keerlen, Dekanat Vieren, 69 Jahre alt. Am 14.: Lambour Peter Johann, Pfarrer in Gierath, 53 Jahre alt. — Wendland Laurenz, Dechant und Pfarrer in Rheinbach, 64 Jahre alt.

Rheinland und Westfalen.

Neuß, 21. Jan.

* **Ueber Handgepäck in der Eisenbahn.**
macht die „Verl. Kor.“ folgende Mitteilung: Das Aufheben der Plätze in den D-Zügen wird, wie vielfach beobachtet worden ist, besonders dadurch erschwert, daß die im Zuge befindlichen Reisenden die unbestimmten Plätze häufig mit Gepäck- oder Kleidungsstücken belegen. Neuankommende Reisende werden hierdurch zu der Unannehmlichkeit veranlaßt, daß die betreffenden Plätze besetzt und von den Inhabern nur vorübergehend verlassen sind. Nachdem infolge der Verlängerung der

Geltungsdauer der Rückfahrkarten und der starken Einschränkung der zusammengekauften Fahrscheine nunmehr in größerem Umfange von Fahrkarten mit Anspruch auf Freigeleit Gebrauch gemacht wird, muß mit noch größerer Entschiedenheit darauf hingewirkt werden, daß das Handgepäck auf das nach der Verkehrsordnung zulässige Maß beschränkt wird. Das Zugpersonal ist daher, wie in einem Erlaß des Ministers der öffentlichen Arbeiten angeordnet wird, nochmals streng anzuweisen, Uebergriffen in der Mitnahme von Handgepäck, insbesondere aber der Belegung freier Plätze mit Gepäck oder Kleidungsstücken und durch Aufstapelung von Gepäck in den Gängen mit allem Nachdruck und ohne Beschränkung mitreisender Personen abzuwehren, entgegenzutreten. Die mit der Ueberwachung des Verkehrs und Betriebes betrauten Beamten haben ihr Augenmerk gleichfalls hierauf zu richten.

* **Vom Rhein, 13. Januar.** Die bei Einführung der verkürzten Geltungsdauer der gewöhnlichen Rückfahrkarten gegebene Versicherung, daß die gewährte Erleichterung einen Anreiz zur betragsmäßigen Verwendung schon abgefahrter Rückfahrkarten bieten würde, hat sich, wie die Vernehmung der Betungsfälle gegen früher beweist, leider bestätigt. Dadurch, daß die betragsmäßigen Manipulationen den die Fahrkarten-Revision vornehmenden Eisenbahn-Beamten durchaus bekannt sind, wird die Aufdeckung der Betrugsversuche sehr erleichtert, so daß in verhältnismäßig kurzer Zeit von einer Eisenbahn-Verwaltung nicht weniger wie 20 erwiesene Betrugsfälle der Staatsanwaltschaft zur weiteren Verfolgung mitgeteilt worden sind. Die Eisenbahn-Verwaltung will auch fernerhin betragsmäßige Fahrgeldhinterziehungen — insbesondere bestehend in mehrmaliger Benutzung derselben Rückfahrkarte — bei der Staatsanwaltschaft zur Anzeige bringen. Vor einer mißbräuchlichen Benutzung von Fahrkarten kann daher nicht dringend genug gewarnt werden.

* **Lobberich, 15. Januar.** Die „Kref. Bl.“ schreibt von hier: Ein interessantes, jedoch auch sehr gefährliches Ereignis wurde heute Abend hier von zwei Wirtinnen, dem Herrn Martin Teppeler von hier und Herrn Eduard Dohmen aus Vrevel, ausgeteilt. Seit einigen Tagen befindet sich nämlich hier, gegenüber der de Ball'schen Fabrik die große Menagerie von H. Weidauer. Heute ließ sie einen Zettel folgenden Inhalts verteilen: „Heute Abend findet eine außerordentlich große Vorstellung statt. In dieser Vorstellung werden zwei Herren (ein Kellner aus Lobberich, ein anderer aus Vrevel) mit dem Thierbändiger Mr. William Weidauer den Löwenzünger im Beisein der 7 Königskinder betreten, um dort eine

Kleines Feuilleton.

* Ein weilmittel gegen Zuckerkrankheit glaubt Dr. Woffe aus Toulouse in der Kartoffel gefunden zu haben. Er hat der Pariser Akademie der Medizin in der letzten Dezember-Sitzung eine wichtige Reihe von Analysen vorgelegt, aus denen er folgenden Schluß gezogen hat: „Für Zuckerkrankheit ist die Kartoffel nicht nur ein erlaubtes, sondern sogar ein nützbares Nahrungsmittel, das mit Vortheil einen Ersatz für das Brod bilden kann, indem sie in 2 1/2-fach größeren Mengen den gleichen Nährstoff bietet wie das Brod. In fast allen Fällen von Zuckerkrankheit, die Dr. Woffe beobachtet hat, d. h. in 19 von 20 Fällen, hat sich die Kartoffelkur als vorteilhaft erwiesen. Sie hatte eine schnelle, fast unmittelbare Verminderung des Durstes, sowie eine Abnahme des Zuckergehalts im Harn zur Folge, auch eine Besserung der übrigen, mit der Zuckerkrankheit in Verbindung stehenden Erscheinungen. Diese günstige Beeinflussung ist auch bei der schweren sogenannten pankreatischen Zuckerkrankheit (von Pancreas, der Bauchspeicheldrüse) festgestellt worden. Die Rückkehr zur Brodnahrung beeinträchtigt sofort die Besserung, jedoch treten dann die Krankheitserscheinungen häufig nicht mehr mit derselben Stärke auf als vorher. Die Wirkung der Kartoffel gegen die Zuckerkrankheit scheint auf den Reichtum dieser Frucht an alkalischen Verbindungen zu beruhen, aber wie jede alkalische Arznei hat sie auch ihre Unzulänglichkeiten und darf nicht nach der Schablone angewandt werden. Der Arzt muß stets die Folgen sorgsam überwachen müssen, hauptsächlich in den Fällen von Nierenentzündung und besonders von chronischer Nierenentzündung, da das Kali die durch die Erkrankung der Niere bedingte Giftigkeit des Blutes vermehrt. Uebrigens wird man immer auf einige Mißerfolge rechnen müssen, wenn das Verfahren allgemeiner angewandt wird, selbst wenn man diejenigen

Fälle, für die, wie gesagt, die Kartoffel gar nicht angezeigt ist, außer Betracht läßt. Immerhin wird das Verfahren von den Ärzten sorgsam geprüft werden müssen.

* **Ueber die Zukunft der Telegraphie ohne Draht.** Der Werth der Funkentelegraphie für die Verbesserung des Nachrichten-dienstes ist bereits anerkannt, da sie unabhängig von jedem Wetter, von Sturm und Regen, Schnee und Eis und ohne Rücksicht auf die Tageszeit zur Verwendung kommen kann. Der Schiffahrt wird die Funkentelegraphie bald ein unentbehrliches Hilfsmittel für den Nachrichtenverkehr mit dem Lande und mit anderen Schiffen werden; ihrer Verwendung für militärische Zwecke bietet sich ein weites Feld und vielfach wird sie auch zur Verbindung von Küstenplätzen mit vor ihnen gelegenen Inseln nützlich gemacht werden können, wenn sich die Herstellung einer Kabelverbindung nicht lohnt oder als unmöglich erweist. Mit Rücksicht auf die bisher mit der Funkentelegraphie erzielten Fortschritte ist es jedoch nach dem Urtheile unserer deutschen Gelehrten nicht am Platze, jetzt schon übertriebene Hoffnungen zu hegen. Professor Braun äußert sich hierüber: „Als Illusion wird man es, voraussichtlich für alle Zeiten bezeichnen müssen, wenn man hofft, mit der Funkentelegraphie die Draht-Telegraphie beseitigen zu können.“ Auch Professor Labay ist der Ansicht, daß man eine Uebertragung von Zeichen mit der Funkentelegraphie auf mehr als einige Hundert Kilometer kaum wird erhoffen können. Denn die Uebertragungsweite ist abhängig von der Länge der Luftleiter, von der Frequenz der Funkenentladungen und von dem Energieverthe der Funkenwellen. Eine Verwendung längerer Luftleitungen, als bisher gezeigten, ist kaum angängig; wenn auch z. B. mit 1000 Meter langen, von Luftballons getragenen Luftdrähten vielleicht in Einzelfällen besondere Ergebnisse erzielt werden können, so eignen sich doch diese Einrichtungen nicht für einen dauernden Betrieb. Sodann würde auch die Verlängerung der Drähte größere Wellenlängen und damit geringere Frequenzen bilden; es sei denn,

daß ein Mittel gefunden würde, die Länge der Funkenwellen unabhängig von der Drahtlänge der Sendeleitung zu machen. Es bleibt also zur Erzielung einer größeren Fernwirkung nur eine Erschließung der Funkenwellen übrig; diese hängt aber von der Kapazität oder Aufnahmefähigkeit der Luftdrähte und von der wirksamen Spannung der Funkenstrecke ab. Eine Vergrößerung der Kapazität findet jedoch bald ihre Grenze, denn je höher man die Zufführung macht, desto geringer wird die Kapazität ihrer von der Erde entfernten Theile und je umfangreicher man sie als Cylinder, Kugel u. s. f. m. anordnet, desto schwieriger wird ihre Befestigung in Sturm und Wetter. Die Zukunft der Funkentelegraphie liegt hiernach voraussichtlich auf dem Gebiete der Erzeugung sehr hoher elektrischer Spannungen in der Funkenstrecke; Nicola Tesla, der Träumer, scheint also doch auf dem richtigen Weg zu sein.

* **Gegen das Taschentuch.** Die Hygieniker wollen, wie das „Journal des Debats“ schreibt, das Taschentuch unterdrücken, weil es ein Ansteckungsheerd ist. In solch' einem Reintätchen sind die Keime zahlreicher Krankheiten verhehrt, besonders die der allgewaltigen Tuberkulose. Ein Mittel zur Abhilfe ist bereits gefunden: ein Kaufmann, der ein Freund der Hygiene ist, will Taschentücher aus Seidenpapier in den Handel bringen. Sie sollen elegant und unzerbrechbar, vor allem aber sehr billig fabriziert werden. In Japan kennt man derartige Taschentücher schon lange; man wirft sie weg, nachdem man sich geschminkt hat. Ob die Japaner deswegen weniger tuberkulös sind, als die Europäer, ist eine andere Frage. Unsere Hygieniker würden das Verbrennen der Papiertücher vorsehen. In jedem Salon müßte zu diesem Zweck ein Kohlenfeuer brennen. Das könnte Anlaß zu sehr galanten Szenen geben, denn es würden sicherlich überall Damen zu finden sein, die sich fürchten würden, das Taschentuch auf die glühenden Kohlen zu legen, und der galante Ritter thäte das Uebrige. Es gibt aber noch ein einfacheres Mittel zur Un-

terdrückung des Taschentuchs: man schnäuzt sich überhaupt nicht. Das ist kein Scherz. Wegen 1850 hielt jede hübsche Frau ihr Taschentuch in der Hand: es war ein vieredriges Stück feinsten Spitze, in das man wohl kaum die Nase hätte hineinstecken können. Man schnäuzte sich also überhaupt nicht; man hatte damals noch mehr Pöfse als heutzutage. Aber tuberkulös war man trotzdem.

* **Gastronomische Erfindungen von großer Tragweite** haben zwei Amerikaner im Sandumwehen gemacht. Ein Mann in Louisiana hat eine wunderbare Art Papier erfunden: dieses Papier ist aus Zucker zusammengesetzt und findet als Druckpapier für Zeitungen Verwendung. Wenn man die Zeitung gelesen hat, zerbröckelt man sie einfach und wirft sie in Gefaß von Zuckerstücken in den Kasse. Man wird also in Zukunft seinen Kasse, je nach Geschmack und Belieben, mit einer Lokalanzeige, einem Parlamentsberichte oder einem Burenhege fäh machen können. Noch weit bedeutender ist die zweite Erfindung. Ein Amerikaner, der zu den Demokraten gehört, hat geschworen, daß er seinen Strohhut aufsetzen würde, wenn die Demokraten bei den Wahlen unterliegen sollten. Da dieser Fall eingetreten ist, hat der gewissenhafte Politiker vor kurzem das eigenartige Mahl herrichten lassen, und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie gut verwendbar Stroh als menschliches Nahrungsmittel ist und wie verschiedenartige Gerichte man daraus herstellen kann. Zuerst gab es Hühner-Suppe, dann Bratfleisch von Stroh und Vogelnagelout. Es folgte ein Strohgerecht, bei welchem der etwas fade Strohschmack durch eine Knoblauch- und Zwiebelauce „paraphrasirt“ wurde. Den Schluß des Mahles bildete ein heißer Pudding, dessen Sauce mit dem Bunde des verflochtenen Strohhutes „gebunden“ war.

* **Klautschou im Frieden lernen** wir kennen, wenn wir den Inseratenteil der in Singtau wöchentlich einmal erscheinenden „Deutsch-Asiatischen Warte“, der einzigen dort erscheinenden Zeitung von Bedeutung durchmustern. Da sind, was bei uns Deutschen ja zuerst in Frage kommt, zunächst einmal eine ganz beträchtliche Menge von Annoncen, die für des Leibes Nahrung for-

Flasche Sekt zu trinken. Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß bis jetzt noch keiner gewagt hat, den Zwingler im Beisein der 7 Edwen zu betreten. Es geschieht nur wegen einer hohen Wette hiesiger Herren. Natürlich blieb dieses nicht ohne Wirkung, denn schon geraume Zeit vor Beginn der Vorstellung war der Zuschauertraum Kopf an Kopf gefüllt; alle wollten den Ausgang des kühnen Wagnisses sehen. Gegen Mitte der Vorstellung endlich wurde Kund gegeben, daß nimmeh die Hauptvorstellung ihren Anfang nehmen sollte und die genannten Herren den Zwingler betreten würden. — Im Zuschauertraum wurde alles lautlos still, alle waren voll Erwartung dessen, was sich nun ereignen würde. Beherzt traten die Künstler in den Zwingler ein. Während Herr Weibauer seine Edwen gut im Auge behielt, schenkte Herr Leppner aus der Flasche Sekt munter ein, bis deren Inhalt ganz erschöpft war. Wohl schauten die Edwen gierig den ungewöhnlichen Gästen entgegen und knurrten unheimlich, doch gehorchten sie den Worten ihres Herrn, und nach einem Aufenthalt von ungefähr 5 Minuten verließen die Herren unversehrt den Zwingler unter lauten Beifallstößen der Zuschauer. — (Es ist ein unverantwortlicher Leichtsin, durch ein solches Wagnis nicht nur das eigene Leben auf's Spiel zu setzen, sondern auch durch eine möglicher Weise entstehende Panik das Leben der Zuschauer in Gefahr zu bringen. Man begreift nicht, wie so etwas geduldet werden konnte.)

Die Verleumdung und unser Urtheil.

Ein jeder Mensch wird wohl öfter sich über seine Mitmenschen unterhalten und seine Meinung über Andere austauschen. Dies steht einem Jeden frei und es ist eben so falsch, bei jedem solchen Gespräch sofort zu schwärzen, als zu behaupten, „man spricht nicht über Andere“, als in unwahrer und lieblicher Weise von Andern zu reden. Wenn wir mit Menschen umgehen, so haben wir auch ein Urtheil über sie; daß so oft unwahr über Andere gesprochen wird, liegt meist an unsern ganz oberflächlichen und ungerechten Urtheilen. Ist man unter sich, in seiner Familie oder mit seinen vertrauten Freunden, so ist ein Meinungsaustausch über Andere zwar erlaubt, sogar oft geboten. Unser Urtheil soll nur sich streng bemühen, gerecht zu sein, und das ist sehr schwer. Wenn wir gegen jemand eine Abneigung haben, so müssen wir doppelt auf unsern Sprechern achten, noch mehr aber, wenn uns dieser jemand ein Leid oder einen Verrug zugefügt. Dagegen dieses gewohnheitsmäßige Klatschen, in großer Gesellschaft über Abwesende herzlichen in wenig liebevoller Art, ist im höchsten Grade unedel und gewöhnlich. Es kommt sogar oft vor, daß Leute aus einer Gesellschaft zurückkehren und sich nicht schämen, über den Gastgeber, bei dem man gewesen, in der kleinlichsten Weise zu sprechen.

Ich war einmal bei einer Dame eingeladen mit verschiedenen Andern, da sprach man von einer Gesellschaft, worin man den Abend vorher gewesen, in einer Art, die ich hier wieder erzählen möchte. Frau A. sagte: „Haben Sie gestern Abend nicht gesehen, wie schlecht das Tischzeug gewesen war.“ Frau B.: „Ja, ich hatte die Lampen leihen müssen, dagegen war aber die Frau des Hauses gepußt, ja, dazu fehlt es nicht, anstatt sich für's Haus Alles zu kaufen.“

So ging es immer weiter und zum Schluß bot man mir in der süßesten Weise an, wenn ich eine Gesellschaft geben wollte, mir gern alles Fehlende gern zu leihen. Ich war aber zeitig gewarnt vor dieser falschen Freundschaft.

Jeder wird einsehen, wie häßlich dieses Sprechen über Andere ist, über Sachen, die uns doch ganz

gleichgültig sein sollten und uns gar nichts angehen. Und doch kann man dies fast noch als harmlos bezeichnen. Es gibt eine noch viel schlimmere und niedrigere Art, Andere zu beurtheilen und zu verurtheilen.

Ich las in dem Roman „Zwei Städte“, von Dickens, daß in Paris zur Zeit der Revolution in einer Schenke der Vorstadt die Communards zusammentraten, um über die Namen derjenigen zu berathen, die für die Guillotine bestimmt seien. Dann schrieben sie diese Namen nicht auf, sondern das Weib des Einen sollte sie behalten, und sie strickte immer, immerzu und strickte sich diese Namen der Gerichten in das Gedächtniß, das sie nie verließ. Diese Namen, sie behielt sie, und der Mann sagte, wenn das Weib die Namen eingestrichelt, so ist dies sicherer, wie geschrieben. Hat diese Frau, die mit der größten Kaltblütigkeit strickt, die Namen behält und nennt der Unglücklichen, die hingerichtet werden, hat sie nicht eine blasse Hehnlichkeit mit den Menschen, die die Ehre eines Andern richten. Da sitzen sie zusammen und lachen und stützen, dazu richten sie Abwesende, sie tödten sie moralisch; mit der größten Hartnäckigkeit und Kaltblütigkeit werden Tatsachen verdrängt, die nur auf Vermuthungen bestehen, die den Betroffenen die Ehre, den Ruf rauben, ihn aus der Gesellschaft ausstoßen. Was ist da grausamer, dies gemeine Weib aus dem Volke, ausgefacht durch Leiden, scham, daß und rohe Umgebung, oder die zarte Salonbabe, die mit beringten Fingern künftige Töchter flicht? Was ist schlimmer, der schnelle Tod durch rohe Fingerspitzen oder das langsame, moralische Morden, das Töden der Ehre?

Und worauf gründet sich sowohl das Urtheil, wie dieses Reden, dieses Gerabchreiben? Das kann und will wohl Niemand sagen, da heißt es einfach: „man sagt“, das genügt allen vollkommen. Und wenn Beweise da sind, wenn Alles wahrheit sein sollte, so sind wir doch nie berechtigt, öffentlich über andere zu richten. Wir können Niemand ins Herz sehen, wir können nicht die Kämpfe und Gefahren in der Seele Anderer. Wissen wir denn so ganz bestimmt, daß wir mit diesem Herzen, an dieser Stelle besser gehandelt hätten, wer weiß, nicht schlimmer. Und nun kommt noch dazu, daß wir durch unser öffentliches Urtheil dem Betroffenen den Weg zur Besserung erschweren und sogar oft verstellen. Ich habe einmal eine nette Geschichte von einem Pariser, zu dem eine Frau kam, die über allerhand Leute den Geistlichen „aufklären“ wollte. Da sagte der Pariser zu ihr: „Hier, liebe Frau, haben Sie Geld für einen Pfennig.“ Da fragte die Frau, „was soll ich damit?“ „Damit gehen Sie vor Ihre Thüre nicht, sondern wenn dort gar kein Klatschen mehr ist, so dürfen Sie an die andere Thüre gehen.“ Die Frau soll aber noch immer an ihrer Thüre zu stehen haben. Dies sollten wir nun alle einmal versuchen, und je klarer und heller wir in unserm Inneren leuchten, um so mehr Staub und Schmutz werden wir finden, gerade wie man in der Sonne die Staubkörnchen am deutlichsten erkennt und im lauten Sonnenstrahl sie tanzen sieht.

Eine kleine Erfrischung.

Wer sollte Schwarzborn nicht kennen? Schwarzborn ist im weiten Ausdehnung das selbe, was im Darmstädter Griesheim, in Sachsen Schöba, in Braunschweig Schöppelstein, in Venedig Weichheim, in ganz Deutschland Krahwinkel ist; nämlich derjenige Ort, von dem alle die schönen Geschichten erzählt werden, welche seit Jahrhunderten die Spottvögel vieler Herren Länder auszuhöhen vermocht haben. An all diesen Orten hat man bekanntlich

Heumetter in der Apotheke gekauft; hat das Sonnenlicht mit Säden in das neue Rathaus getragen, als man an demselben die Fenster anzubringen verstanden hatte; hat Käse gefast, aus welchem Ochsen aufgehen sollten und einen großen Kürbis für ein Pferde-Ei gehalten, welches der Schulze ausbrüten sollte, und wie die Stücken sonst noch alle heißen, bis herab auf die neuen Stiefeln, aus denen Pantoffeln geschnitten wurden. Ein lustiges Stüchlein haben aber die Schwarzbornbörner vor allen anderen Spielbürgern der weiten Welt voraus; nämlich folgendes:

Auf einer Rundreise durch sein Land wollte der Kurfürst auch nach Schwarzborn kommen. Er verbot sich jedoch, hatte er hinführen lassen, alle Empfangsfeierlichkeiten, nur „eine kleine Erfrischung“ wollte er annehmen. Die landesherrliche Willensäußerung verursachte den guten Schwarzbornbörnern kein geringes Kopfzerbrechen. Auf die Ehrenporten und Blumenquirlen nebst Willersbüschen und Festungsfrauen hätten sie gern verzichten wollen, wenn nur herauszubringen gewesen wäre, was der Herr mit der „kleinen Erfrischung“ eigentlich meine. All die vielen Magistratskassen hatten das Wirral in den Weinungen über diesen dunklen Punkt nur noch vermehrt. Auch der Herr Präceptor des Stadtschulzen, ein Mann, der für gewöhnlich über alle möglichen Dinge und sonst noch Einiges Auskunft geben zu können vermeinte, war mit seinem Latein zu Ende.

„Kurfürst deckt das Erdreich und Dunkel die Völker.“

Welch ein Segen deshalb, daß Emerentia, die jugendbegabte Hausfrau des Schulzen, auch diesmal, wie schon oft, die Schwarzbornbörner Rathsherrn zu erleuchten vermochte! „Was seid Ihr doch für Männer — sprach eines Tages Frau Emerentia — denkt Ihr denn gar nicht daran, daß der Herr Kurfürst ein sehr bider Herr zu sein mag und daß allweil die Hundstage sind? Der Herr Kurfürst wollen hier in Schwarzborn ein wenig Abkühlung finden, daß Hochadelichen wieder frisch werden in der großen Hitze.“

„Nichtig, so ist's“, bestätigte hocherfreut der eheliche Hausherr der klugen Frau Emerentia, „und nun weiß ich auch schon, wie das zu machen ist. Wir thun die große Feuerprobe heraus.“

Der Tag der landesherrlichen Ankunft war gekommen. Die ganze Stadtgemeinde war auf dem Marktplatz versammelt, woselbst im einzigen Gasthofe des Stadtschulzen das Hofstättquartier für den Kurfürst bereit war.

In einiger Entfernung von der Menschenmenge, mitten auf der Straße, stand, wohl geladen, und mit den kräftigsten Mann zu dem Stadt zum baldigen Dienste bereit, die Feuerprobe, abenauf der Schulze, zum Commando geschickt. „Aber das sage ich Euch, — ermahnte er zum zweiten Male die Spitzknechtenschaft — daß Ihr nicht eher los laßt, als bis ich Kommando gebe. Fertig los! Und daß Ihr mir nur genau zielt!“

Enthält nach Stunden gespannter Hartens eilten achtlos die ausgestellten Posten heran, laut rufend: „Er kommt, er kommt!“ Und er kam. Begleitet in den klaffen seines offenen Aufschwagens zurückgelehnt, seine Meerchaumfelle rauchend und sich mit dem zu ihm gegenüberstehenden Adjutanten in heiterer Stimmung über die Schwarzbornbörner Zucht unterhaltend, war der Kurfürst auf dem Marktplatz angelangt, auf 40 Schritte Entfernung von der Feuerprobe.

Die Glocken klangen, die Häupter entzündeten sich, und dommend erschallt der Jubelruf: „Wivat hoch, der Herr Kurfürst soll leben!“

Mitten im Hochrufen commandirte der Schulze: „Fertig los!“ Und es ging los; als ob sich, wie einst zu Noahs Zeit die Schreien des Himmels

aufgethan hätten, so ergoß sich, wohl gezielt, in doppeltem Strahl, Wasserwoge auf Wasserwoge über das Haupt des nichtsahnenden Kurfürsten eine Sündfluth im Kleinen. Die Kutsche glück im Handumdrehen einer bis zum Ueberlaufen angefüllten Badenwanne. Die erfrischende Abkühlung war eine gründliche.

Vor Schrecken starr und unter dem Wasserstrahl fast erstickend, konnte der Kurfürst nur mit Mühe rufen: „Herum Kutscher, herum!“ Wie ein Pfeisel drehte sich die Kutsche und lauschte davon, daß die Funken aus dem Pflaster flogen.

Der Schulze rief: „Brav ihr Männer! Von vorne hat er genug, jetzt von hinten drauf.“ Das Volk aber schwenkte die Mägen und jubelte hinter dem fliehenden Landesherrn her: „Hurrah, der Kurfürst soll leben hoch; und noch einmal hoch und abermals hoch!“

Das ist eine wahrhafte Geschichte von der „kleinen Erfrischung“ zu Schwarzborn.

Vermischtes.

* Berlin, 18. Jan. Ueber eine unfürsichtige Wette und ihre Folgen berichtet die „Post“ aus Potsdam: Der Sohn eines Thüringer Millionärs, v. Eichelfeld, Leutnant im 3. Garde-Regiment, hatte vor kurzem ein Viebespiel in dem Officierskasino des 1. Garde-Regiments befochten, und, obgleich er hiezu nicht war, dabei, wie üblich, sehr mit vollem Glase Bescheid gegeben, wenn ihm zugetrunken wurde. Die Stimmung des jungen Officiers wurde dadurch sehr animirt, sodaß er schließlich auf eine Wette mit einem anderen jungen Leutnant einging. Dieser machte sich anheißig, ein „Schmittglas“ voll Cognac innerhalb 10 Minuten auszutrinken, und Leutnant v. E. glaubte, darauf noch einen höheren Trunk auszuspielen, indem er erklärte, er würde eine ganze Flasche Cognac trinken. Er ging auch alsbald an die Ausführung seines Vorhabens. Schwer beauftragt wurde er später in seine Wohnung gebracht und dort, angehan mit der Uniform, auf sein Bett gelegt, wobei man ihm den Kragen der Uniform zu öffnen vergaß. Bald darauf stellten sich die Folgen des übermäßigen Alkoholgenußes in der schrecklichen Weise ein, daß der junge Officier buchstäblich erstarrte.

Humoristisches.

* Verschnappt. Karlchen: „Herr Schulze, Schwester Anna hat gestern bei Tisch gelacht. Sie hätten den schönsten Schmirbart, den sie je gesehen hat.“ Herr Schulze: „Aber, Karlchen, Du sollst doch nicht alles wiederzählen, was Du hörst.“ Karlchen: „Aber erlauben Sie mal, sie hat mir doch extra fünf Pfennig geschickt, damit ich es Ihnen wiederzählen soll.“

* Bei der Einquartierung. Dame des Hauses (bei Tisch): „... da Sie so überaus schön gekommen sind, Herr Leutnant, müssen Sie schon mit dem einfachen Wahl, was wir Ihnen vorsehen vorlieb nehmen.“ Leutnant: „Ohne Sorge, gnädige Frau! Sie müssen bedenken, daß Achtung vor dem Vorgesetzten die erste Soldatentugend ist!“

* Ein Künftler. Fritz: „Mama, wir spielen Schachweitzchen.“ — Mama: „So, da bist Du wohl der Königssohn?“ — Fritz: „Nein, Mama, ich bin die sieben Zuerge.“

* Raib. Aemchen: „Sieh nur, Mama, wie diesem Mann der Schnurbart nach abwärts hängt!“ — Mutter: „Das ist ein Chineser, mein Kind.“ — Aemchen: „Der hat wohl die Schnurbartbinde verkehrt angelegt!“

gen: „Prima Cervelat-Wurst, westphäl. Schinken, Confitüren, Lachs in Olee, pomm. Gänsebrust, Pumpernickel u. empfehlen u. f. w. Dann: Weine und rothe Weine, Marfala, Vermouth, Cognac der feinsten Marken, Morakella, Mailänder Colami, Emmentaler, Gorgonzola- und Parmesan-Käse soeben eingetroffen.“ Gleich darunter kommt: „Es ist erreicht“ und „Neueste Ansichtskarten jeden Gen es“. Stets frische Waare gibt es in der Schlichterei und Wurstfabrik an groß und in detail bei geschickter reifster Bedienung. Gleich unter der Schlichterei stand dann merkwürdigerweise: Japanische Tatuier neuste Gedanken in allen Farben“, und ein Landsmann dieses Jüngers der Kunst macht bekannt, daß er sein photographisches Atelier einem geehrten Publikum in empfehlende Erinnerung bringt. — Aber auch für geistige Nahrung wird gesorgt, denn eine Buch-, Papier- und Musikalienhandlung hat großes Lager in Büchern jeglicher Art, gut fortierte Auswahl beliebter Salonstücke und einen Journalleserzettel. — Dann kommt Sportliches, einer hat „Pferde zu verkaufen und zu vermieten“, der andere offerirt „Komplette Herren- und Damenmäntel“, ein dritter „Badenanzüge in allen Größen“, ein vierter „Croquet- und Tennis-Spiele“, ein fünfter Fahrrad, und so geht es weiter. — Industrie und Handwerk ist in großer Auswahl vertreten. — Vergnügungen bieten ein Paradies-Garten auf irgend einem Vorhof, wo allsonntäglich und verschiedene Hotels und Gasthäuser, in denen auch regelmäßige Militärkonzerte stattfinden, auch sind verschiedene Regelsbahnen an einigen Tagen der Woche frei. — Toilette und Mode thun das Ihre bei Seppel, wo man für 1,50 Tollar zweimal rosirt werden kann, und beim Schneidermeister Chong-Ching, der die Insektierung nur elegantester Herrenmoden übernimmt. — Der in anderen deutschen Colonien sich sichtbar machende Damenmangel scheint im Kautschou-Gebiet nicht zu herrschen, wenigstens sucht niemand, mangels Damenbekanntheit auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Lebensgefährtin, im Gegentheil: „Eine gebildete junge Dame aus bester deutscher

Familie u. f. w. u. f. w. wünscht als Gesellschafterin Aufnahme zu... weniger auf Gehalt... angster Familienanhangs Bedingung...“

* Von einem Schüler, der seinen Lehrer belehren will, wird aus einem Dorfe in der Lüneburger Heide geschrieben: Vor einigen Tagen erschien dort der Schulinspektor. Der Herr Lehrer gab gerade Unterricht im Rechnen. Der Schulinspektor hörte eine Zeit lang den Fragen und Antworten zu, nahm ein Stück Kreide, stellte sich an die Tafel und fragte einen kleinen schlafbaarigen Burschen, ob er ihm wohl eine zweistellige Zahl nennen könne. Der Junge nannte die Zahl 86 und der Schulinspektor schrieb, die Zahl umstellend, 68 an die Tafel. „So, nun nenne mir noch eine zweistellige Zahl.“ Prompt antwortete der Junge, 37, und der Schulinspektor schrieb 73. „Weißt Du noch eine solche Zahl?“ „Ja“, antwortete geizig der kleine Bengel, „44“, und, indem der Schulinspektor sich der Tafel zuwandte, rief Fritz: — so hieß der schlafbaare Bursche: „So, alle Döselop, nun schreibe das of noch falsch!“

* Wie man die Liebertafeln los wird. Eine lustige Geschichte wird von dem französischen Romanisten Werz erzählt. Er besuchte eines Tages Sandeau, als ein Liebertafelsteller vor dem Hause des Adamißers hielt und zu spielen begann. Enttäuscht fuhr Sandeau von seinem Sitz auf, zog ein Halsfrankentuch aus seiner Tasche, warf es dem Liebtiger zu und rief: „Seien Sie still und packen Sie sich!“ „Was“, sagte Werz, „Sie ermuntern zu so etwas noch! Dieser Mann wird jeden Tag zurückkehren, und nicht nur das, er wird es allen seinen Kameraden erzählen.“ „Aber was soll ich denn thun?“ fragte Sandeau. „Die Strafe, in der ich wohne, war von Liebertafelstücken beflagert. Ich war eben in meine Wohnung gezogen und öffnete zum ersten Male die Fenster, als sich mir gegenüber einer aufplante. Er spielte das „Miserere“ aus dem „Troubadour“. Ich belandete eine lebhafteste Befriedigung. Dem „Miserere“ folgte ein Walzer. Ich nahm einen Stuhl und setzte mich auf den Balkon. Dann spielte er den Gassenhauer, der gerade in Mode ist. Ich klatschte begeistert in

die Hände. Dann ging er zu einem sentimentalen Lied über. Ich rief meinen Diener, er solle auch zuhören und ichre „Dolapo“. Er spielte die Melodie noch einmal, na, dann häßlich die Mähe ab, und hielt sie mir hin, worauf ich sofort — das Fünftel heftig zuschlug. Dieselbe Panomime wiederholte ich mit fünf oder sechs Kollegen meines ersten Musikers, und dann war die Seilung vollständig. Ja, noch besser, denn als ich gestern früh ruhig spazieren ging, näherte sich mir ein Mann in Leibelhofen und mit einem Liebertafel auf dem Rücken. Er sah mich an und beschleunigte seine Schritte, nachdem er eine verächtliche Geste gemacht hatte, als wenn er sagen wollte: „Sie möchten mich wohl ein oder zwei Lieber spielen hören? Aber Sie haben mich einmal überlistet! Sie werden es nicht wieder thun!“

* Ein Gemüths Mensch. Ein Schlaglicht auf die Handelsverhältnisse in den russischen Provinzen wirft ein gedrucktes Rundschreiben, das die Erben des Kaufmanns J. A. A. in Orel unterm 10. Dezember 1901 (a. St.) an die Gläubiger versenden. Nachdem der Tod des edlen A. mitgetheilt worden, wird laut „Frankf. Ztg.“, den Gläubigern folgender Wille aus dem Testament des Verstorbenen zur Kenntniß gebracht:

Auszug aus dem Testament: „Im Verlaufe eines Monats nach meinem Tode sind meine Gläubiger von meinem Ableben zu unterrichten und aufzufordern, sich in Moskau in der Gesellschaft der Manufaktur von Baranov zu versammeln, woselbst ihnen eine Aufstellung über mein Warenlager, meine Aktiva und Passiva vorzulegen ist; sie werden ferner ersucht, sich durch eine zu wählende Vertrauensperson von dem Vorhandensein der Waaren in meinen Magazinen von Orel zu überzeugen und ihre Forderungen vom Tage meines Todes an auf ein Jahr zinslos zurückstellen, behufs einer schnelleren und vortheilhafteren Realisirung meiner Waaren. Im Verlaufe dieser Zeit werden, wie ich überzeugt bin, die Testamentsvollstrecker allen Gläubigern meine Schulden abbezahlen; jedoch bitte ich zum Andenken an

meinen langjährigen Handel und an meine stets pünktlichen Rechnungen meine Gläubiger, von dem Betrage meiner Schuld 10-20 v. H. nachzulassen, damit aus diesem ein besonderes Kapital gebildet werde, das ich zur Erweiterung des dreifachen bürgertlichen Kinderzins opfere und zwar unter Theilnahme des Rathes meiner Erben und Testamentsvollstrecker.“

Ein einfaches Verfahren, auf Glas zu schreiben ist von Professor Margot in Genf schon vor mehreren Jahren entdeckt und veröffentlicht worden, doch hat dasselbe anheimelnd die ihm gebührende Aufmerksamkeit beim Publikum nicht gefunden. Professor Margot entdeckte zufällig, daß gewisse Metalle, vor allem das Aluminium, auf dem Glase fest haftende metallische Spuren hinterlassen. Man braucht zu diesem Zwecke nur mit einem Aluminiumstift auf die gereinigte Glasfläche zu schreiben, genau so wie mit dem Bleistift auf Papier. Die Schriftzüge sind weder durch Abwaschen noch durch oberflächliches Reiben von der Glasoberfläche zu entfernen und sie widerstehen selbst Flüssigkeiten, die das Glas angreifen. Professor Berger in Brüssel hat die Versuche Margots nach verschiedenen Richtungen hin abgeändert und gefunden, daß die Schrift oder Zeichnung auf Glas noch vorzüglicher ausfällt, wenn man die Glasoberfläche vorher mit einer Lösung von kieselstaurem Kalz befeuchtet. Das Margot'sche Verfahren ist besonders zu empfehlen an Stelle des bis jetzt üblichen Aufklebens von Papier-Etiketten, die sich bekanntlich leicht ablösen und dadurch häufig zu unliebsamen Verwicklungen führen.

* In der Freude seines Herzens. Einem Kaufmann in Oleivich war ein Sohn geboren worden. Hocherfreut schrieb er an seinen Bruder: „Heute ist bei mir ein Junge angekommen, der sich für Deine Neffen ansieht!“ Postwendend kam die Antwort: „Wie Du weißt, habe ich keinen Neffen. Glaube dem Betrüger nicht, sondern wirf ihn hinaus! Das Beste aber ist: Einpreisen!“ Erst ein neuer Brief mußte den Dattel aufklären.

Telepho
Die Als
Geld
Haus
wird
Rebatio
H
Ein
Neu
kosten
Bi
den neu
Es lad
V
Neuss
Roge
13)
Dorothe
lassen, ich
Arbeits zu
Energie zu
Reib ersch
schmerzliche
math, die
in ihre Ge
offen und
aus f
neinung de
sich, daß si
Freundliche
machte sie
Weg und
die Strecke
können. Ma
sehr gewar
Frau etwas
„Eine G
mehrere in
Einschreibeg
und dann i
etwas Pass
Bedingunge
denkt, daß si
Freundliche
Gründen?
„Ich fü
Zeichnen“,
sehen, ich
„O gew
ist eine, die
Frau und
Mamentiste
Glaiz Good
legt befonde
Fünf Kinder
280 M